

“Liebe in Zeiten der Arbeitslosigkeit”

Frankfurt an der Oder hat es schwer. Die geplante Chip-Fabrik wird nicht gebaut, und nirgendwo in Deutschland werden mehr Ehen geschieden als

von Verena Mayer

Es hätte sie doch sehr überrascht, wenn der letzte Tag ihrer Ehe anders gewesen wäre. Es ist ein Nachmittag im Spätherbst, der Himmel von Frankfurt an der Oder ist so grau wie die Plattenbauten, und Petra H. soll im Amtsgericht geschieden werden. Ihre Rechtsanwältin ist schon da, dann biegt auch der Rechtsanwalt ihres Mannes um die Ecke, die schwarze Robe überm Arm. Der einzige, der nicht kommt, ist Manfred H. Er ist im Krankenhaus, das hat mit dem Alkohol zu tun. Und so ist es wie immer, auf Manfred ist nicht viel Verlass. Petra H. muss allein zurecht kommen, sogar bei der Scheidung.

Der letzte Tag ihrer Ehe ist ein normaler Arbeitstag im Amtsgericht Frankfurt. Auf dem Flur leuchtet Kunstlicht, Rechtsanwälte stehen mit den scheidungswilligen Bärbels, Marios und Janas und Lothars zusammen, manche Paare haben ihre Kinder mitgebracht. Im Halbstunden-Takt klappt die weiße Saaltür auf und zu, es sind viele Termine auf der Liste, und neben fast jeder Uhrzeit stehen zwei gleich lautende Namen. 294 Ehen werden in Frankfurt an der Oder im Jahr geschieden, wie es in einer aktuellen Statistik für 2001 heißt. Auf 10 000 Einwohner kommen in Frankfurt demnach 41,8 Scheidungen, in Berlin sind es 25,7, in Potsdam 22,9. Andreas Dresen muss schon so etwas gehaut haben, als er die Stadt in “Halbe Treppe” als Ort beschwor, in der die Liebe dem Alltag nur schwer standhält. Jetzt ist es amtlich: Frankfurt an der Oder ist die Stadt Deutschlands, in der die meisten Ehen zerbrechen. Aber warum eigentlich?

Um diese Frage zu beantworten, muss man ins Amtsgericht, wo Petra H. gerade aufgerufen wird. Saal 170 ist eher ein Zimmer als ein Sitzungssaal. Vorne steht ein Tisch mit Computer für die Richterin, links und rechts stehen Tische für die Parteien. Die Fenster sind vergittert, aber man sieht den Oderturm, also jenen Hochhaus-Quader, der so unvermittelt aus der Stadt ragt und auf dem “Der Oderturm” steht. Das Hochhaus stammt aus einer Zeit, als man in den Bezirksstädten dieser Gegend die wirtschaftliche Zukunft sah. Leuchttürme der DDR sollten sie werden, diese Städte, und deshalb bekam Frankfurt das Halbleiterwerk und als Wahrzeichen dazu den Turm. Längst sind die weißen Leuchtbuchstaben am Oderturm das Einzige, was von der wirtschaftlichen Strahlkraft der Stadt geblieben ist. Heute sind mehr als 20 Prozent arbeitslos, der Flur des Amtsgerichts, über und über beklebt mit Insolvenz-Anträgen, erzählt die Geschichten gescheiterter Hoffnungen. Der Unternehmer für Schwertransporte ist pleite gegangen, genau wie der Dachdecker, der Bauunternehmer oder der Mann für Wald- und Landschaftsbau.

Petra H. hat ihren Manfred noch in den guten Zeiten kennengelernt, in den achtziger Jahren. Sie lebte damals mit ihren fünf Kindern aus erster Ehe, Thilo, Doreen, Kathleen, Steffen und Sina, wie Petra H. aufzählt. Mit Manfred sei sie regelrecht verkuppelt worden. Freunde nahmen sie nach Berlin mit, in eine kleine Wohnung in Kaulsdorf, und dort stand er, “groß, dunkle Haare, der Traummann”, sagt Petra H. Er ist dann zu ihr nach Frankfurt gezogen, und sie bekamen noch zwei Kinder, Kati-Vanessa und Maximilian. Ihre Hochzeit haben sie in der Jungklause gefeiert, Petra H. trug cremefarben und Hut, Abendbrot und Kaffee hat sie selbst gemacht.

Sie bekamen eine 110 Quadratmeter-Wohnung, das reichte gerade für den Haushalt, der sich ständig vergrößerte. Mit Frankfurt war es ähnlich. Immer schon war Stadtentwicklung in Frankfurt an die Wirtschaftslage gekoppelt. Im Zweiten Weltkrieg wurde Frankfurt zur Festung erklärt, dann kamen die großen Flüchtlingsströme. Zu DDR-Zeiten musste die

Stadt ebenfalls mehr Einwohner unterbringen, als Platz vorhanden war, die Halbleiter-Industrie brauchte junge Leute. Und so wurde angebaut: In den sechziger Jahren die frei stehenden Wohnblöcke, in denen es "Licht, Luft, Sonne" geben sollten und die Toiletten nicht mehr auf der halben Treppe waren, wie Sigrid Albeshausen, Architektin und bis September Chefin der Frankfurter SPD-Fraktion, ausführt. Anfang der siebziger wurde Frankfurt dann nach Süden und Norden gedehnt und gestreckt, neue Viertel kamen dazu, wie die Plattenbausiedlung Neuberesinchen. Und wenn da auch kein Platz mehr war, gab es die so genannte "Nachverdichtung": In bestehende Siedlungen wurden weitere Blöcke gestopft, so wie in eine viel zu enge Wohnung noch einen Schrank quetscht.

Beresinchen heißt auf Sorbisch "Birkenwäldchen", und es gibt tatsächlich noch einige Birken in Neuberesinchen, wo ein Viertel der Bevölkerung Frankfurts lebt. Sonst stehen hier Häuserblöcke dicht an dicht, dazwischen ist gerade noch Platz für ein paar struppige Rasenflächen. Es gibt gepflegtere Bauten und welche, in denen das Treppenhaus verfällt und übersät ist mit Graffiti. In Neuberesinchen hat Petra H. gelebt, und anfangs kam die gelernte Maßschneiderin mit den rot gefärbten Haaren, ganz gut zurecht. Sie ist eine patente Frau von 44 Jahren, die mit Strickjacke und Bergschuhen ins Gericht gekommen ist. Ihr Gesicht erzählt von den Strapazen einer siebenfachen Mutterschaft, die bis heute nicht aufgehört haben, ihr jüngster Sohn ist behindert. Nach der Wende hat sie Kleider auf Märkten verkauft und bei einer Obdachlosen-Organisation die Wäsche gemacht. Die Alkoholprobleme ihres Mannes integrierte sie in ihr Leben, wie man sich an ein vererbtes Möbel gewöhnt. "Man hat den Mann ja geliebt, auf Deutsch gesagt." Manfred arbeitete am Bau, mal hier, mal da, und alle halben Jahre hatte er seine Phase. Wenn er seine Phase hatte, zog er mit den Kumpels los und trank Wodka. Zu Hause lag er dann auf der Couch, tat sich leid und kotzte, und es musste wieder ein neuer Teppich oder eine neue Couch angeschafft werden. "Wenn er nüchtern war und arbeiten gegangen ist, war er ein guter Mensch", sagt Petra H. Im Gerichtssaal muss sie jetzt den Personalausweis vorweisen. Ob es eine Versöhnung zwischen ihr und Manfred H. gegeben habe, wird sie gefragt. "Nein", antwortet Petra H.

Die meisten Ehen gehen in Frankfurt an der Oder zu Bruch, wenn sich die Partner voneinander entfremden, auf welche Art auch immer, sagt Katrin Mietzner, die hoch gewachsene Familienrichterin im Amtsgericht. Bis zu zwölf Scheidungen spricht sie an einem Verhandlungstag im Namen des Volkes aus. Die Geschichten der Ehepaare, mit denen sie zu tun hat, ähneln sich. Dass beide Arbeit haben, sei die Seltenheit. Und wenn das Familieneinkommen einmal bei 2500 Euro liege, sei das außergewöhnlich. Oft muss einer pendeln, das hält die beste Beziehung irgendwann nicht mehr aus. Alkohol sei auch oft im Spiel, sagt Katrin Mietzner. Sehr oft scheide sie Ehepaare nach zehn, fünfzehn Jahren, wenn die Kinder aus dem Haus sind und die Ehepartner plötzlich wieder allein mit sich selbst sind.

Auf gewisse Weise wirkt ganz Frankfurt an der Oder wie ein leer gewordener Haushalt, aus dem die Kinder weggezogen sind. Tausende Leute haben in den vergangenen Jahren die Stadt verlassen, Richtung Westdeutschland oder Mecklenburg-Vorpommern, jedenfalls dorthin, wo es Arbeit gibt. Und es sollen noch mehr werden. Zwanzig Prozent der Einwohner weg wollen nichts wie weg aus Frankfurt. Fünf Prozent allein in den nächsten Jahren, das steht in einer aktuellen Umfrage, die von der Viadrina-Universität durchgeführt

wurde. Der Stadt fehle eine Generation, die wichtige Generation der 20 bis 25-Jährigen, klagt Pfarrerin Katharina Falkenhagen. Sie wohnt und arbeitet im beschaulichen Westen der Stadt, dort, wo die kleinen Häuser mit ihrer bunten Tünche englisches Vorstadt-Idyll verbreiten. In ihrem Haus ist ein Kindergarten untergebracht, in dem es tobt und lärmt, die Eingänge sind mit Halloween-Kürbissen oder Tannenzweigen geschmückt, hier ist die Welt der jungen Familien noch in Ordnung.

Ansonsten merkt man in Frankfurt an der Oder recht deutlich, dass etwas fehlt, was vor nicht allzu langer Zeit noch da war. Man sieht halbleere Wohnblöcke, ungenutzt wie die verwaisten Kinderzimmer einer elterlichen Wohnung. Das Kleist-Theater musste dicht machen, das Zentrum ist ein Ort der Rentner. Die Einkaufspassagen, die sich wie eine Thunfisch-Büchse an den Oderturm schmiegen, scheinen mit ihren Schnäppchenmärkten und Imbissen viel zu viel für die paar Leute zu sein, die hierher kommen. Wenn man alleingelassen ist, wird eben alles rundherum plötzlich überdimensional groß und leer, das ist in einer Stadt nicht anders als in der Liebe.

Was das Selbstbewusstsein betrifft, hat Frankfurt an der Oder jedenfalls viel von einer verlassenen Ehefrau. Wenn man Leute fragt, was denn der Grund für die hohe Scheidungsrate sein könnte, hört man so einen Satz: "Weil die Leute so wenig zu ihrer Stadt stehen, dass sie auch nicht zu ihrem Partner stehen." In Frankfurt erzählt man auch: Wenn es in einem Lokal in Leipzig neun leere Tische gibt und am zehnten sitzen drei Leute, dann setzt man sich an den zehnten Tisch. In Frankfurt an der Oder gibt es auch zehn Tische, aber an jedem sitzt einer allein.

Petra H. lebt seit drei Jahren nicht mehr mit Manfred zusammen, Richterin Mietzner spricht in ihr Diktiergerät, dass die Ehe damit als gescheitert gilt und rechnet zusammen, was das Ehepaar an Werten hatte. Sie bekommt 340 Euro Sozialhilfe, er 500, macht einen Streitwert von 2100 Euro. Dann stehen alle auf, die Richterin verkündet das Urteil, nach zwanzig Minuten sind vergangen, und wieder ist eine Ehe geschieden. Andere würden jetzt mit ihrem Ex-Mann etwas trinken gehen, im 24. Stock des Oderturms vielleicht, wo "alle Cocktail's" vier Euro kosten und man so gut in die Ferne schauen kann, über die Oder hinweg bis nach Polen. So wie Sabine und und Rolf-Uwe K., sie 52, er 59. Sie ist eine resche Person in Trachtenjacke, die inzwischen im österreichischen Zillertal als Servierkraft arbeitet. Er ist ein grau gewordener Dandy mit Lederjacke und lässt traurig den Kopf hängen. 1974 haben sie geheiratet, nach der Wende ist sie zum Arbeiten weggezogen. Er hätte sich gern wieder versöhnt, "aber das ist wie eine Mauer, da kommt man nicht drüber."

Auch bei den H.s war es Petra H., die die Scheidung wollte. Überhaupt werden die meisten Scheidungsanträge von Frauen gestellt, nämlich 64 Prozent. Und das ist die andere Seite der hohen Scheidungsrate: Sie steht nicht nur für die Unmöglichkeit der Liebe in Zeiten der Arbeitslosigkeit, sondern auch für den Unwillen der Frauen, sich alles gefallen zu lassen. In Frankfurt seien die Frauen eben selbstbewusster, glaubt Rechtsanwältin Renate Struck. "Ordentlicher Beruf, ordentlicher Abschluss, erst dann kommt der Mann." Das war schon in der DDR so, die Frauen hatten nicht viel zu verlieren, versorgt wurde man vom Staat versorgt, Vermögen, das man trennen hätte müssen, gab es nicht.

Vor einiger Zeit hat sich hier sogar eine 71-Jährige scheiden lassen, nach fünfundvierzig Jahren Ehe. Ihr Mann war 74 und hat sich aufgeführt, sie hat ihm gekocht und alles gemacht. Selbst während des gesetzlich vorgeschriebenen Trennungsjahres, als die beiden in einer Wohnung in zwei Zimmern lebten, wusch sie noch seine Wäsche und kaufte ein. Dass ihre Ehe eher Gott scheiden würde als das Gericht, nahm sie in Kauf. Sie habe es "noch einmal wissen wollen", wie sich Richterin Mietzner erinnert. Der Mann hat nach der Scheidung dann eine Anzeige in die Zeitung gesetzt: "Jung gebliebener 74-Jähriger, der seine Wohnung verloren hat, sucht neue Bleibe." Die hat er bekommen, das Ende von etwas kann ja immer auch ein Anfang sein.

Und so ist es eigentlich auch mit Frankfurt an der Oder. Die Stadt sucht einen Neuanfang, wie ein Single, der nach der Phase der Resignation wieder aus sich heraus geht. Zur 750 Jahr-Feier hat sich Frankfurt regelrecht herausgeputzt, Häuser wurden saniert, an der Oder wurden Spielplätze und eine Grünanlage angelegt, die sich selbstbewusst "Europa" nennt. Ein Freilufttheater gibt es hier ebenfalls, eine Tafel erinnert selbstbewusst an Frankfurts Zeiten als Hansestadt. Schon vor längerer Zeit hat man sich einen quirligen Untermieter ins Haus geholt, 1991 wurde die Europa-Universität Viadrina wieder gegründet. Und so bevölkern doch junge Leute die Plätze, Straßenbahnen und Cafés der Stadt, es sind Studenten aus Polen und aus Deutschland, den Gegenpol zum Oderturm bildet nun ein imposantes Studentenheim.

Hüben wie drüben gibt es interessante Formen der Eigeninitiative. Ronald Schürg, Geschäftsführer der Wohnungswirtschaft, die in Frankfurt 14 000 Wohnungen vermietet, hat in seinem Büro neben Kinderbildern selbstbewusst einen Spruch von Maggie Thatcher aufgehängt. Es geht darin um Entscheidungen und Eigeninitiative, es ist ein ziemlich langer Spruch, aber als Ronald Schürg unlängst in Berlin mit seiner Frau einen Mantel kaufen war, ist er sofort an den Inhaber herangetreten und hat ihm angeboten, nach Frankfurt an der Oder zu ziehen. Für null Euro Kaltmiete neben dem Rathaus. Die Firma hat das zwar dankend abgelehnt, aber Ronald Schürg wird nicht locker lassen. "Wir haben Akademiker, wir haben die Universität, wir haben Beamte, wir haben die Oder." Und irgendwann werden die Oderstädter vielleicht auch nicht mehr fremdeln und es werden sich polnische Geschäfte in Frankfurt ansiedeln, glaubt Ronald Schürg. Eine neue Brücke hinüber nach Slubice gibt es schon, auch wenn man einstweilen nur nach Polen fährt, um billig Zigaretten zu kaufen, die Stange "West" zu 20 Euro.

Derzeit werden in Frankfurt leerstehende Wohnungen abgerissen, 3000 sollen es bis 2010 sein, es ist zu teuer geworden, sie zu unterhalten. Das sei den Oderstädtern anfangs schwer zu vermitteln gewesen, erinnert sich Schürg. Aber wenn man mit ihm im Auto durch die Stadt fährt und sich die Siedlungen ansieht, in denen die Leute jetzt Platz haben und weiter sehen als bis zum nächsten Balkon, hat man doch den Eindruck einer Verbesserung. Alles, was man wegräumt, macht ja auch den Blick für etwas Neues frei, das weiß jeder, der schon einmal zu Hause ausgemistet hat.

Und Petra H.? Sie ist mit ihren zwei jüngsten Kindern aufs Land gezogen und lebt in einer neuen Beziehung. Frankfurt vermisst sie schon, es ist ihre Heimatstadt, und am liebsten erinnert sie sich an die Zeiten, als es noch keinen Oderturm und keine Fischbüchsen-Einkaufspassagen gab, sondern eine Konsum-Baracke, und dort hatte man ein Wal-Skelett

text etage

ausgestellt. Ihr gefalle "alles an der Stadt", sagt sie mit ihrer leisen Stimme. "Auf Deutsch gesagt: Es kommt immer darauf an, womit man sich vergleicht. Wenn man sich immer nach etwas Anderem sehnt, kommt es nie." Auch das ist in Frankfurt an der Oder nicht anders als in einer Beziehung.